Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1935)

Heft: 10

Artikel: Erinnerungen an Fräulein Anna von Planta

Autor: Sprecher, Barbara v.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-396838

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chur Oktober 1935 Nr. 10

BÜNDNERISCHES
MONATSBLATT
ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT JEDEN MONAT

Erinnerungen an Fräulein Anna von Planta

Zur ersten Wiederkehr ihres Todestages.

Von Barbara v. Sprecher.

Mit dem Aufleuchten des Herbstglanzes in unseren Bergen und Tälern taucht aus dem Bereich, in den alles diesem Leben Entschwindende hinabsinkt, das Bild der im letzten Oktober zu Fürstenau im Schloß ihres Vetters heimgegangenen Fräulein Anna von Planta[1] auf. Diese Zeilen möchten dazu dienen, dem Dasein, dessen Kreis sich damals schloß und das sich in unserem Kanton auf so bemerkenswerte und mannigfache Weise ausgewirkt hat, einen Augenblick pietätvoller Betrachtung zu weihen.

Das Fontana, das von der Höhe des grünen Lürlibads rebenumrankt rheinaufwärts blickt, spricht zwar selber die deutlichste Sprache der Erinnerung. Aber das Gemüt, das sich in dieses Andenken versenken will, verlangt danach, der Eigenart noch einmal gewahr zu werden, die dem Überlebenden in ihrer Wirkung sichtbar geblieben ist.

In einer kleinen Sammlung tagebuchartig aufgezeichneter Gedichte sind vielen Stationen aus Fräulein Annas Erdenwanderung Merksteine gesetzt, und den Weg von einem zum andern verfolgend werden wir aus den besonnten Blumengefilden ihrer Jugend durch

[1] geb. zu Alexandrien 21. November 1858, gest. 7. Oktober 1934.

düstere Schicksalsverengungen hindurch in die weiten Gegenden fruchtbarer Beziehungen und Auswirkungen geführt.

Unter sorgender Obhut treuer Eltern blühen die drei Geschwister lieblich heran; ihre Freuden sind die Ferienzeiten bei den Großeltern in Reichenau und in Steinsberg[2]. Zur Vertiefung der Bildung, Erweiterung des Lebenskreises, Gewinnung künstlerischer Maßstäbe dienen Aufenthalte in Basel, Frankfurt, Florenz, Rom.

Wir lesen aus sehr frühen Jahren Verse aus dem geliebten Engadin, die von junger Lebenslust und berauschendem Naturgefühl überquellen, wie die Wellen des Inn aufschäumen, über dessen wildem Ufer sie steht und ausruft:

„. . . . . .
Ich bin ja größer als alles,
Was um mich atmet und webt.
Gott gab seinem schwächsten Geschöpfe
Eine Seele, die ewig lebt,
Die länger als du starrer,
Du eherner Fels wird sein —
Ich schau' über schneeige Firnen
In den leuchtenden Himmel hinein!"

In jungen Menschen ruft allein schon der Überschwang lebendiger Glücksempfindung als Ausgleich die Sehnsucht nach Trauergefühlen, nach Erleiden wach; aber wohl nicht nur diesem Ausgleichsbedürfnis, sondern gewiß auch den tatsächlichen seelischen Erlebnissen – war doch die anmutsvolle Schwester Lily[3], die Vertraute und Freundin der Kindheit und zarten Jugendzeit, dem Familienkreise nach längerer Krankheit durch den Tod entrissen worden – entspringen dann wieder die Strophen tiefer Wehmut, die an einem Herbstabend unter dem Eindruck der „Lasten fahlen Laubes auf feuchtem Grund" sich formen:

---

[2] Der Vater, Jakob Ambrosius (Jacques) von Planta-Samaden, geb. 1826 zu Reichenau, gest. 1901 zu Chur, war der jüngere Sohn des Ulrich von Planta-Samaden, 1791—1875, eidg. Oberst, Bündner Bundspräsident, Tagsatzungsabgeordneter, der um 1820 das Schloß Reichenau erwarb und umbaute. — Die Mutter, Maria (Mary) von Planta, geb. 1838 zu Steinsberg (Ardez), gest. 1925 in Genf, war die Tochter des Rudolf von Planta-Steinsberg und entstammte der Linie Planta-Wildenberg.

[3] geb. 1859, gest. 1881 in Chur.

„. . . . . .
Es herbstet; weiches, sattes Dämmerlicht
Ladet Natur zum friedevollen Schlummer.
O könnte so der Erde ganzen Kummer
Der Herbst einwiegen in ein Traumgesicht!"

Es kam dann noch – vierzehn Jahre später freilich – der furchtbare Augenblick, wo der einzige Bruder[4] einem schweren Leiden erlag, nachdem alles damals Erdenkliche zu seiner Rettung versucht worden war. Die schwergeprüfte Mutter hielt sich in kindlichem Vertrauen an der Hand dessen fest, der diese Heimsuchung über sie verhängt hatte, und brach nicht zusammen; und die Schwester, die nun allein zurückblieb, widmete dem ihrer Liebe Entrissenen erschüttert, aber dem göttlichen Willen sich beugend, Abschiedsworte, die seinen letzten Ausruf: „Das Eisen bricht!" trauernd wiederholten und nur den einen Trost fanden:

„. . . . . .
Das Eisen bricht, und der es bricht, ist Gott,
Ja, seine Schmiede ist des Lebens Not.

Da stählt und formt Er es, das edle Erz;
Ein zweites Werden ist der Todesschmerz.

Der Meister weiß, was seinem Werke frommt:
Stückwerk hört auf, denn das Vollkommne kommt!"

Von nun an schlossen sich Mutter und Tochter immer inniger aneinander an, und es war ihnen vergönnt, ein langes Leben hindurch vereint zu bleiben. Ein Leben so reich an Glanz wie selten ein anderes.

Vor allem die unbeschreiblichen Engadinersommer[5]. In der kräftigen Luft der Höhen fühlte sich Fräulein Anna erst wohl; das stundenlange Marschieren auf moosigem Waldboden oder kleine steinige Wege empor war ihrem wenn zarten, so doch auch zähen Temperament Bedürfnis. Sonnenschein, Arvenduft, das Leuchten weißer Sommerwolken und der Wälder tiefe Dämmer-

---

[4] Rudolf Alexander v. Planta, geb. 1861, gest. 1895 in Ragaz, vermachte dem Kanton Graubünden sein Landgut Rußhof bei Landquart (heute Plantahof) nebst einem Betriebskapital von 500 000 Fr. zur Gründung einer landwirtschaftlichen Schule.

[5] 1887 hatte Jacques von Planta das so schön über dem Inn gelegene Châlet Planta in St. Moritz-Bad bauen lassen.

stille sanken auf vielen Wanderungen in ihr Herz und vermischten sich unauflöslich mit der darin so heiß glühenden Liebe zur Heimat.

„Mein Engadinertal, wenn sie mich fragen,
Warum du schön vor allen andern bist,
So kann ich nur mir selbst, nicht ihnen sagen,
Was dein geheimster Zauber ist.

. . . . . .
Wer niemals mit dem tiefsten Seelenblicke
In deiner Seen klarem Blau geruht,
Daß er am Himmelsabglanz sich erquicke,
Weiß nicht, wie wohl ein solches Schauen tut."

Diese Hymne an „Mein Engadin" schließt mit dem begeisterten Ausruf:

„Nur wer dir eine solche Liebe zollte,
Verstehen lernte deinen tiefen Sinn,
Hat es empfunden, was der Schöpfer wollte,
Als er dich so erschuf, mein Engadin!"

Überhaupt formt sich ihr hier oben alles, was ihr begegnet, zu Reimen; der kleinen Ballade „Dorftragödie" liegt eine wahre und traurige Geschichte aus Ardez (Steinsberg) zugrunde; die Seen, Felsen und Tannen, an denen ihr leichter Fuß sie vorüberträgt, die kleinen Alpenblumen, die ihre Hand nicht pflücken, nicht zerstören will,

„. . . . . .
Laßt sie stehen, laßt sie träumen,
Nordlandhauch umweht sie still.
Feenkinder müssen sterben,
Wenn man sie berühren will" [Linnaea borealis],

alles sucht sie im Worte festzuhalten. Oder es drängt sich ihr eine Betrachtung auf, wie bei der kleinen Saxifraga:

„Dem Felsgestein mit zarter Faser
Schmiegt sie sich an, man weiß nicht wie,
Sie braucht ein wenig Himmelswasser,
Ein wenig Erdreich nähret sie",

denn das Blümchen regt sie zu rührendem Vergleich an:

„Ich kenne solch ein stolzes Leben,
Dem wenig gab die karge Welt,
Und das in stillem Aufwärtsstreben
Sich fest am Rand des Abgrunds hält."

Ihr besonderer Liebling war jederzeit die feurige Engadinernelke:

„Seht dort, an der leuchtend weißen Fassade,
Die rote, blühende Nelkenkaskade.

Sie fällt hernieder mit leisem Zittern
Und hält sich an zierlichen Eisengittern.
. . . . . .“

Die Nelke sagt:

„Wohl kann ich stark und feurig sein,
Man begoß mich mit jungem Veltlinerwein!
. . . . . .“

Mitten in dieser Natur fehlte es aber nicht an reicher geistiger und gesellschaftlicher Anregung. Und welche Fülle von Erlebnissen boten nicht die kurzen und herrlichen Wochen! Alljährlich kam die jetzige Königin von England mit ihrer Mutter, der Herzogin von Teck, nach St. Moritz; es kam die Herzogin Wera von Württemberg, die Russin, mit ihren Töchtern; es kam der späterhin vielgenannte Prinz Max von Baden[6], dessen edle Gesinnung die beiden Frauen so durchaus einnahm. Sehr herzlich gestalteten sich die Beziehungen zu dem Großherzog und der Großherzogin von Baden, zu so manchen andern aus Deutschland, Österreich und England zugereisten Sommergästen, wie z. B. dem Afrikaforscher Stanley. Im Châlet der Damen Planta traf sich diese ganze Welt, und die fremden Gäste kamen in zwanglose Berührung mit vielen eidgenössischen und im besonderen bündnerischen Männern und Frauen, mit dem großen Verwandten- und Freundeskreis der beiden Damen, mit hervorragenden Persönlichkeiten, wie es Professor Kocher, der Chirurg, war, oder der Kunsthistoriker Professor Heinrich Wölfflin, oder der freiburgische Geschichtsforscher und Poet Gonzague de Reynold, der Komponist der Calvenmusik Otto Barblan oder Peider Lansel, der romanische Dichter.

Die Pflege edeln Gesprächs und eines von höchstem ethischen und ästhetischen Schwunge getragenen Meinungsaustausches gestaltete die gemeinsamen Mahlzeiten zu Feierstunden für die Teilnehmer. An den Abenden wurde musiziert; man hörte Maria Philippis fromme Altstimme. Fräulein Anna sang selber mit ihrer nur nach selbstempfundenen Gesetzen sich richtenden, den Ge-

[6] Beim Schluß des Weltkrieges kurze Zeit deutscher Reichskanzler.

halt poetischer Stimmung tief ausschöpfenden Interpretation, die die Zuhörer so sehr bezauberte und vorzeiten den Gesangspädagogen Stockhausen in Frankfurt mit veranlaßt haben mochte, dieser Schülerin viele der pedantischen Übungen zu erlassen und ihrem eigenwilligen Geschmack in Auffassung und Vortrag freieres Spiel zu gewähren als andern.

Zur schönsten Bereicherung ihres Lebens aber gehörte für Mutter und Tochter die Lebensfreundschaft mit Giovanni Segantini, die sich nach dessen Tode auf seinen Sohn Gottardo und dessen Familie übertragen hat, – gehörten die Besuche in dem Holzhaus zu Maloja[7], wo die originelle, lebendige, in der Folge durch viel Leid geprüfte Lebensgefährtin des Künstlers ungeachtet der sich häufenden Jahre ihrer Familie vorstand. Fräulein Annas poetischem Tagebuch entnehmen wir folgende Stelle, die uns ihre Verehrung für den Künstler und sein Werk empfinden läßt:

„. . . . . .
Doch — wo der Berge Sohn zur kargen Erde
Den starken Nacken tief herabgeneigt;
Wo eine müde Hirtin ihrer Herde
Zum niedern Stall die rauhen Wege zeigt:

Wo durch den tiefen Schnee den Kindersärgen
Die armen Eltern geben das Geleit;
Sich scheue Schäflein bei der Mutter bergen,
Schutz suchend — das Gewitter ist nicht weit —:

Da spricht dein H e r z, und unter seinem Pochen
Schafft deine Hand so wahr, so farbensatt.
. . . . . .“

Die Verbundenheit mit der Kunst Segantinis floß aus derselben Quelle wie die Innigkeit, mit der Fräulein Anna dem Werke Conrad Ferdinand Meyers anhing. Niemandem wohl hat sie sich ihr ganzes Leben hindurch verwandter gefühlt als dem Sänger unserer herben und strahlenden Alpenwelt. Daß in seinem Jürg Jenatsch ihr Vorfahr, der Herr Pompejus, mit gar so schlechtem Zeugnis abschnitt, hat sie dem Dichter zwar auf das nachhaltigste verübelt. Aber seine auf edle und große Gegenstände gerichtete Denkweise, insbesondere die nobel geformte Lyrik, kam ihrem Schönheitsempfinden und ihrer Sehnsucht nach Harmonie, die

[7] von Segantini 1894 bezogen.

Empfinden und Sehnsucht ihrer Zeit waren, entgegen. Wenn Goethesche Dichtungen und Heines Lieder (in der Schumannschen Vertonung) manche Saite in ihrem Inneren zum Tönen brachten, so war sie dem wahren Geiste des Weltkindes Goethe, um wieviel mehr noch jenem des Zynikers Heine doch fremd. Dagegen fand sie in jeder Formung, die Conrad Ferdinand einem Gedanken, einer Beobachtung, einem Gefühle gab, das ausgesprochen, was sie selber beschäftigte, und der Glanz, in den die aus schwerblütiger Verinnerlichung langsam gereifte Formvollendung seine einfachen, klar umrissenen Gedanken hob, bestätigte ihre Erfahrung von Welt und Leben. Tragen ja doch ihre eigenen Verse das Zeichen desselben Verlangens nach künstlerischer Versöhnung alles Klaffenden, Zerreißenden und Zerrissenen.

„Die Firnen Rätiens birgt ein Trauerflor
Bei ihres großen Barden Totenchor.

Sie blicken ernst, erloschen ist ihr Licht,
Da eines treuen Freundes Auge bricht."

So singt sie, als sie die Nachricht vom Tode des Dichters erhält, dieses Freundes der Bündner Berge, dessen Poesie „hochragend, einsam, groß und kühn wie sie" ist und

„Unwandelbar im wechselvollen Schein,
Umloht, umdüstert, immer hehr und rein."

. . . . . .

„Sie werden's ihm mit treuer Liebe lohnen,
Denn treu sind sie, die schweigsamen Grisonen"

gelobt sie.

Ganz anderer Art als ihre Verbindungen mit Freunden und Künstlern, aber nicht weniger erfüllt von Lebendigkeit und innerster Anteilnahme waren die Beziehungen der beiden Damen zu ihrer Kinderschar von Fontana[8]. Was hier an armen, der Ver-

[8] Villa Fontana im Lürlibad bei Chur, erbaut 1900, nachdem die Mitte der siebziger Jahre gebaute Villa Planta am Postplatz in Chur der Rhätischen Bahn als Verwaltungsgebäude abgetreten worden war. Im Nebengebäude der Villa Fontana wurde durch Frl. Anna v. Planta ein Erholungsheim für Kinder unbemittelten Standes eingerichtet. Im Jahr 1916 schenkte sie beide Bauten dem Kanton Graubünden zur Errichtung eines Frauenspitals und nahm mit ihrer Mutter den Wohnsitz in Genf. Erst im letzten Jahr ihres Lebens kehrte Anna von Planta dauernd nach Graubünden zurück. Sie starb in Fürstenau.

lassenheit oder Verwahrlosung preisgegebenen kleinen Geschöpfen getan wurde, wie das Liebeswerk zu einem für unseren Kanton sehr beachtenswerten Umfang gedieh, das darzulegen wird von berufener Seite unternommen. Hier sei nur erinnert an die großen, hellen Räume mit den hohen Fenstern, durch die Sonne und würzige, über die Wiesen herwehende Luft hereinströmte, an die weißen Bettchen, die kleinen Tische und Stühle im Spielzimmer, die Kinderköpfchen, die sich über ihre Bauklötze beugten, an die größeren Mädchen und Buben, die zur Stadtschule gingen und wie alle anderen Kinder zum z'Mittag, zum z'Marend und zum z'Nacht in einen trauten, freundlichen Menschenkreis heimkehren durften; an die vortreffliche, aufopfernde Fräulein Luzi, die unermüdliche Leiterin des fröhlichen Trüppleins und seine mütterliche Freundin. Die Schafe, die auf den grünen Halden weideten, mußten ihre Wolle lassen, damit alle Röckchen und die festen Hosen daraus gesponnen, gewoben, zugeschnitten und genäht würden. Mit einem kleinen Esel, der das allgemeine Ergötzen bildete, zog man an freien Nachmittagen in den Fürstenwald. Wenn Frau Mary oder Fräulein Anna sich zeigten, sprangen die Kleinen ihnen entgegen, und die mütterlichen Gönnerinnen wußten auf die einfache und kindliche Art so warm und natürlich einzugehen, daß die Kinder sie nicht mehr loslassen wollten.

Das Verlangen, dort zu helfen, wo ein Notstand ihr Herz ergriff, war groß, und viele stille Stunden verwendete Fräulein Anna, um zu planen, zu überlegen, zu prüfen, hilfreiche Kräfte herbeizuziehen, sich beraten zu lassen und schließlich wohlüberlegte Entscheidungen zu treffen. An diese Entscheidungen schloß sich eine rasche und tatkräftig geförderte Durchführung an, und was einmal unternommen ward, trug einen außerordentlich starken Impuls in sich; es fing sogleich an Form zu gewinnen, und seine Zweckmäßigkeit wurde nachträglich nie mehr in Erwägung gezogen.

Empfanden die Churer, wenn sie die beiden langsam durch die Straßen der rätischen Hauptstadt dahinschreitenden Damen erblickten – die Mutter in ihrem schwarzen Spitzenhäubchen und von faltiger schwarzer Seide umhüllt, Fräulein Anna bis ins hohe Alter stets in Weiß gekleidet, das feine Gesicht von großem Hute eingerahmt –, die Luft, die diese bestaunten, vornehmen Erschei-

nungen umwehte, als Anhauch der großen Welt, wie sie schon in St. Moritz ihr Wesen entfalten mochte, mehr wohl aber noch jenseits der Grenzen unseres kleinen Landes, so war es doch auffallend, wie sehr sich das bündnerische Wesen beider immer wieder äußerte, und wie stark gerade im Kontrast zu Menschen aus anderen Himmelsstrichen die rätische Eigenart, besonders in der Liebe zur unabhängigen Meinung hervortrat. „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch" liebte Fräulein Anna zu zitieren. Bei aller Gepflegtheit der Gewohnheiten, bei aller Kultiviertheit ihrer Lebensführung verleugnete sich gar nie die ihr angeborene Herbheit und die Art, die sich auf sich selbst stellt, wie sie in unseren Alpentälern daheim ist, gar nie das eigenwillige, herrische Bündnerwesen. Mußte doch selbst der Großherzog nach Fräulein Annas eigener Aussage „Demokratie lernen". Anderseits konnte Fräulein Anna fremden Menschen mit Stolz erklären: „Wir sind ein Herrenvolk." Und schritt auf einer bündnerischen Straße ein kräftiger Mann mit kühngeschnittenen Zügen langen Schrittes an ihr vorbei, so meinte sie jedesmal: „Die Bündner sind Aristokraten." Eigentlich verwischten sich für ihr Gefühl die Grenzen zwischen solcher Aristokratie, aus unbekümmertem Stolz und einer scharfen Empfindung für Menschenwürde geboren, und dem Gedanken der Demokratie, zu dem sie sich jederzeit überzeugt bekannte.

Auch aus der Art, wie die beiden Damen ihr Leben eingerichtet hatten und es führten, aus der Geschmacksrichtung, die sich in der Ausschmückung ihrer Wohn- und Empfangsräume bekundete, ließ sich auf eine unabhängige Wesensart schließen, die sich nur Vorschriften unterzog, welche aus dem eigenen Innern heraus sich formten. Die großen, luftigen Zimmer, erst in der Villa zu Chur, im Engadiner Châlet, später in Fontana und im Genfer Haus[9], strömten den ganzen Zauber vornehmer Behaglichkeit aus, wenngleich kein besonderes Gewicht auf Einheitlichkeit des Stils gelegt worden zu sein schien, sondern vielmehr zwischen den schweren bündnerischen Familienerbstücken viele Dinge standen, die an das frühere Leben in Alexandrien erinnerten. Zu den großen musikalischen Abenden wurden Menschen aus den entgegengesetztesten Lebensgebieten geladen, und jedem Gast ward

[9] rue Munier-Romilly, Genf.

dieselbe herzenshöfliche Beachtung zuteil. Wenn seit dem Weltkrieg der Sinn der Menschheit sich darauf richtete, mit Vergangenem zu brechen und auf gänzlich neuen Wegen neue Aufstiege zu suchen, so durfte im Genfer Hause die gute alte Zeit ungeschmäht fortwirken und die Bewohnerinnen langsam und unvermerkt ihrem Ziele zuführen. Die Bewohnerinnen, dazu gehörten auch die treuen Dienerinnen, die seit Jahrzehnten in diesem Hause altmodisch anhängliche und hingebende Pflichttreue übten.

Die geistige Gestalt, die an jenem 7. Oktober ihre Hülle ablegte, hat mit unserer heutigen Welt freilich nicht mehr viele Berührungspunkte gehabt. Der Strömungen, die schon früh vom Grunde aus gegen den ruhigen Fluß der Gewässer zu spielen begannen und immer heftigere Wellen aufwarfen, wurde sie niemals in vollem Erkennen gewahr. Auch kündete ihr keine auftauchende Ahnung den Zusammenbruch des alten Europa. Ohne daß sie den Wandel sich vollziehen gesehen hätte, war allmählich die Zeit, in der sie lebte, nicht mehr die ihre. Und als sie dann, selber nun schon in den Lebensabend eingetreten, sich eines Tages von der Mutter, mit der sie im Laufe der Jahre aufs innigste verwuchs, zum erstenmal und für immer trennen mußte, und die tapfer unternommenen Anstrengungen nicht mehr ausreichten, das Leben so spät noch umzugestalten, da hielten auch die früher so elastischen Kräfte dem Alter, der Krankheit und der klaglos und mit ergreifender Würde erduldeten fortschreitenden Erblindung nicht mehr stand. Es war der Abstieg. Der Zusammenhang mit der äußeren Gegenwart war gelöst, und das Leben suchte seine Nahrung nur noch in der Vergangenheit.

Wie oft sind in den langen, stillen Stunden ihrer letzten Jahre Bilder und Töne aus den früheren Zeiten, Erinnerungen an die goldenen Lichter, die ihren Lebensweg umglänzt, an die ernsten Schatten, die so oft auch ihn verdunkelt hatten, aufgetaucht, um nach rasch aufleuchtender Wiedererstehung für immer ins Dunkel der Vergessenheit zurückzusinken! Wie sanft umfloß die Greisin das Licht jenes grünen Sommernachmittags, der durch die geschlossenen Fensterläden in den dämmerigen Raum hereinblickte, als sie, einem aufsteigenden Impulse hingegeben, mit leiser, immer noch zauberischer Stimme die prachtvolle Steigerung der „Gruppe aus dem Tartarus“ vor sich hinsang, von der wachsenden Ver-

zweiflung der Verdammten bis zum grandiosen Pathos der seherisch verkündeten Erlösung:

Fragen sich einander leise,
Ob noch nicht Vollendung sei. —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturns entzwei.

Der gregorianische Kalender und seine Einführung in Graubünden.

Von Dr. J. J. Simonet, Kanonikus, Chur.

Der Völkerbund hat sich schon wiederholt mit der Kalenderreform beschäftigt. Doch bleiben diese Bestrebungen nur tastende Versuche. Freilich scheinen diese modernen Reformbestrebungen nicht von der exakten Wissenschaft gefordert zu sein, sondern ihren Grund mehr in handels- und verkehrspolitischen oder in gesellschaftlichen Rücksichten zu haben. Mat hat meistens keine Ahnung, was eine Kalenderreform für Schwierigkeiten bietet und welche Widerstände sie zu überwinden hat. Das ausgehende 16., das ganze 17. und teilweise noch das 18. Jahrhundert haben solche Kalenderkämpfe gesehen. Doch selbst in großen wissenschaftlichen Werken findet man leider nur wenig historisches Material zur Beleuchtung dieser Kämpfe.

In Graubünden tobte der Kalenderstreit lange in besonders heftiger Weise. Doch erfährt man aus der reichen historischen Literatur Graubündens nicht sehr viel darüber. Grundlegend zur Lösung dieser Frage ist ein Vortrag des Professors J. Bott, des späteren Rektors an der bündnerischen Kantonsschule. Diesen Vortrag hielt Bott am 10. Mai 1862 im Schoße der Gemeinnützigen Gesellschaft und publizierte ihn in der bündnerischen „Wochenzeitung" 1862 Nr. 12–19 unter dem Titel: Der neue Kalender und seine Geschichte in Graubünden. Der Verfasser hatte den Auftrag erhalten, über Herausgabe eines geeigneten Kalenders von seiten der Gemeinnützigen Gesellschaft Anträge zu stellen. Sein Zweck war somit nicht, eine Geschichte des Gregorianischen